

LS

Hb 990





2





Die  
Wiedergeburt Ägyptens  
im Lichte  
eines aufgeklärten Islam.

Von

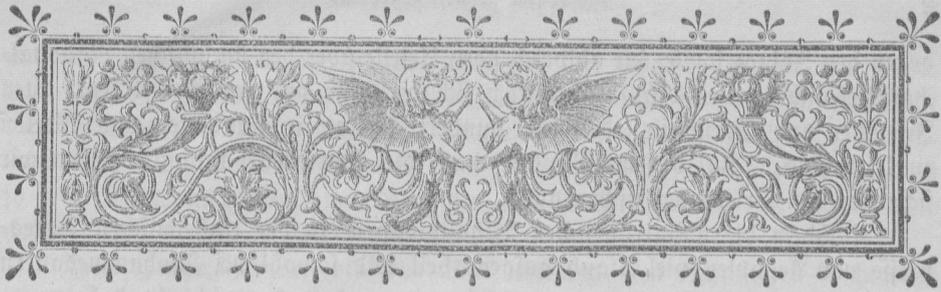
Professor Dr. Georg Schweinfurth.



Sonderabdruck  
aus Nr. 24 der „Berliner Rundschau“ vom 10. Juli 1895.  
Kommissions-Verlag von Thormann & Goelsch,  
Berlin S.W., Bessel-Strasse 17.

[Schweinfurth, Georg]+





## Die Wiedergeburt Aegyptens im Lichte eines aufgeklärten Islam.

Georg Schweinfurth.

**D**er Duc d'Harcourt, ein Konservativer, der in der französischen Deputiertenkammer den Wahlkreis von Falaise vertritt, hatte, nach dreimaligem Besuch am Nil, unter dem Titel „Aegypten und die Aegypter“ vor etwa zwei Jahren ein Buch der Oeffentlichkeit übergeben, in welchem er der dort neuerblühenden Kultur und Gesittung ein wenig schmeichelhaftes Prognostikon stellte. Das zur besseren Klasse der modernen Unterhaltungslektüre zählende Buch würde trotz seiner äußeren Vorzüge bei der Hochflut ägyptische Reiseindrücke schildernder Veröffentlichungen nur geringe Beachtung gefunden haben, hätte nicht der Verfasser bei seinen Landsleuten dadurch großen Unwillen hervorgerufen, daß er nicht in das allgemein übliche Verdammungsurteil gegen die englische Okkupation mit einzustimmen für gut befand. Im Gegenteil, der Duc d'Harcourt hat zu Gunsten der Engländer gesprochen, wiederholentlich ihr Werk in Aegypten belobt und schließlich keinen Anstand genommen, die Fehler der französischen Orientpolitik geradezu als eine logische Folge der gegenwärtig in Frankreich zu Recht bestehenden Einrichtungen hinzustellen. Von seinem Standpunkte schien der Hinweis berechtigt, daß in Frankreich die Majorität zu entscheiden habe, diese aber hätte, seinerzeit darum befragt, nichts von Aegypten wissen wollen; es geschähe daher Frankreich ganz recht, wenn es in seiner Machtstellung am Nil soweit hinter England zurückgeblieben sei. Man kann sich vorstellen, welche Entrüstung Ausführungen dieser Art bei den französischen Heißspornen und namentlich bei den Franzosen Aegyptens hervorrufen mußten. Die Folge war, daß dem d'Harcourtschen Buche auch von seiten höherer Eingeborenenkreise mehr Beachtung zu teil wurde, als es von Hause aus verdient hätte, denn im Grunde genommen boten die darin enthaltenen Ausfälle

gegen den Islam sowie die absprechenden Urteile über den ägyptischen Nationalcharakter nichts neues dar, beschränkten sich vielmehr auf das Gebiet jener alten Irrtümer und Vorurteile, die seit hundert Jahren in hunderten von Werken zu lesen sind. In diesem Punkte, was die Vorurteile anlangt, stehen wir sicherlich den Orientalen nicht nach.

Nachdem die d'Harcourtschen Behauptungen in der einheimischen Tagespresse von Aegypten viel Staub aufgewirbelt und sowohl bei Mohammedanern als auch bei Christen — denn diese waren besonders schlecht dabei weggekommen — lebhaften Widerspruch hervorgerufen hatten, machte sich ein Mann von Begabung und seltener Bildung, der ägyptische Appellgerichtsrat Kassef-Emin, ans Werk, eine Verteidigungsschrift aufzusetzen, die in französischer Sprache in Kairo gedruckt, sich seit Jahresfrist im Buchhandel befindet. Diese Schrift ist ein feierlicher Protest der Aegypter zur Wahrung der Ehre von Glauben und Vaterland. Der Verfasser bespricht in derselben Anordnung des Inhalts wie in der des französischen Buches alle vom Duc d'Harcourt angeregten Fragen und legt in ebenso maßvoller wie überzeugter Weise die Unhaltbarkeit der vom letztgenannten verfochtenen Sätze dar.

Die Thatsache, daß ein mohammedanischer Aegypter im stande war, in so vorurteilsfreier, so warmfühlender Weise und zugleich so philosophisch klar, wie es Kassef-Emin gethan, seine Ansichten niederzuschreiben, ist ein Ereignis von mehr als litterarischer Bedeutung und zugleich der beste Beweis für die Richtigkeit der in dem Buche verfochtenen Ansichten, ja Kassef-Emin hätte sich selbst als lebendes Exempel hinstellen können, um dem Duc d'Harcourt, dem er meines Erachtens unnötig viel Ehre anthut, indem er seine Widerlegungen stets persönlich an des Franzosen Adresse richtet, ganz zu entwaffnen. Diese leitenden Grundgedanken zu einem Programm zusammengefaßt und von einer angesehenen Partei zu den ihrigen gemacht, würden, davon bin ich überzeugt, jeglichen Fortschritt dem Lande verbürgen, gleichviel ob mit oder ohne englische Okkupation. Es bedürfte nur noch einer Sichtung der Vorschläge vom technischen Standpunkte der sachverständigen Ausführbarkeit aus betrachtet, um auf der gewonnenen Grundlage eine wirkliche Kulturentwicklung, mit einem Worte die Wiedergeburt des mohammedanischen Volkes in die Wege zu leiten. Bei dem christlichen Teile der Bevölkerung vollzieht sich ja unaufhaltsam das völlige Aufgehen in ein unechtes Europäertum, und es muß von vornherein die Hoffnung aufgegeben werden, alle Aegypter auf ein und derselben Kulturbasis weiter fortbilden zu wollen.

Daß ein Volk, wie das ägyptische, sagt Sir William Dawson, ausgestattet mit der besten Körperbeschaffenheit und in so bevorzugter geographischer Lage, daß ein solches Volk es bisher nicht zur nationalen Selbständigkeit hat bringen können, bietet von allen Schicksalen der Völker das merkwürdigste Rätsel. Gesund, reich und in gesicherten Grenzen, wie wenige andere, ist Aegypten zugleich das Land der Denkmäler, die auf Schritt und Tritt davon Zeugnis ablegen, was hier in alten Zeiten der Fleiß des Menschen, seine Thatkraft

und sein besserer Genius zu stande brachten. Die Epoche, in der wir leben, hat unter den älteren und ältesten Völkern etliche sich in wunderbarer Weise verjüngen, ja von neuem die Bahn betreten sehen, auf der die höchste menschliche Entwicklung als erreichbares Ziel entgegenwinkt. Weshalb sollte das so reich ausgestattete Volk von Aegypten von solcher Zukunft für immer ausgeschlossen bleiben?

Diese Frage war es, die vor allen anderen den ägyptischen Richter zu der Rechtfertigungsschrift des eigenen Volkes begeistert hat. In seiner Einleitung sagt er: „Für mich macht es wenig aus, daß wir zur Zeit noch in der Kultur zurückgeblieben sind. Was Europa durchgemacht und überwunden, da kann auch Aegypten hindurchkommen. Was ich aber niemals zugeben kann, ist, daß wir für immer vom Schicksal dazu verdammt sein sollen, nie aus diesem Zustande einer andauernden Erniedrigung herauszukommen.“

Niemand, der in neuerer Zeit Aegypten besucht hat und sich von der in verschiedenen Kreisen der Eingeborenen herrschenden Stimmung einigermaßen zu unterrichten strebte, wird in Abrede stellen können, daß daselbst ganz allmählich ein wirkliches Nationalbewußtsein zu erwachen beginnt. Die Aegyptier sind ja noch weit davon entfernt, jetzt schon das für sich in Anspruch nehmen zu wollen, was man eine Nationalität nennt, aber der Anfang dazu ist sicherlich gemacht, und das will viel sagen in der mohammedanischen Welt, wo der Islam alle Menschen zu einer großen Bruderschaft vereinigt und alle Rassen- und Stammesunterschiede auszugleichen bestrebt ist. Der klägliche Verlauf des Aufstandes unter Arabi hat den Aegyptern gezeigt, wie man es nicht anzufangen habe, wenn man das ersehnte Ziel der staatlichen Selbständigkeit erreichen will. Das Jahr 1882 war für sie in gewissem Sinne eine ähnliche Lehre wie das von 1848 für uns. Man spottete nicht über diesen Vergleich. Aus der Verwirrung hat man schon oft das Wahre hervorgehen sehen, niemals aber aus der Verwirrung.

Nun wird zwar manchem Besucher gerade Aegypten als ein Land der Verwirrungen erscheinen, als Land der Kontraste und Anachronismen. Alle Nationen Europas machen sich dort breit, und was die Eingeborenen betrifft, so steht der ewigen Rasseneinigkeit des ackerbauenden Landvolkes das unbeständige, buntscheckige Völkergemisch der Städter gegenüber. Diese Gegensätze aber, sieht man nur von den europäischen Fremden in Aegypten ab, erscheinen nicht größer als in vielen anderen Ländern von staatlicher Selbständigkeit. Die gleichen materiellen Interessen und eine gleichartige Lebensführung knüpfen in diesem allein auf den Ackerbau seinen Staatshaushalt gründenden, noch nicht durch die Industrie in zwei feindliche Interessentkreise zerklüfteten Lande ein versöhnendes Band um alle Bewohner und mildern nach allen Richtungen hin die Schroffheit der rasslichen und religiösen Gegensätze. Aus diesem Grunde eben steht ja auch Aegypten allen Ländern des Orients voran, als das erste in Bezug auf religiöse Duldung und Rassenverbrüderung.

Der moderne Staat trachtet nicht nach einer kulturfeindlichen Aus-

gleichung aller Unterschiede; seine Hauptaufgabe ist die Aussöhnung der Gegensätze. In keinem Lande wäre diese edle Aufgabe leichter durchzuführen als in Aegypten, stünde nicht gerade hier ein Hindernis im Wege, wie es sich nirgends in der Welt in solchem Grade geltend macht — der europäische Einfluß, der habgierige Wettstreit der Nationen, ein wahres Pandämonium der selbstsüchtigsten Politik. Die bevorzugte geographische Lage wurde Aegyptens Unglück, und von derselben Seite, von der die seit Jahrtausenden entlehnten Götter der Kunst und der Wissenschaften wieder zu ihren Heimstätten am Nil zurückgeführt werden sollten, droht dem Lande zugleich der fortschritthemmende Feind, unter dessen Druck das wahre Leben erstickt und die Menschlichkeit in ihrer Entwicklung gehemmt wird. Die Gaben, die Aegypten von Europa empfing, sind in der That ebenso ungleichartig in ihren Wirkungen wie die Strahlen der Sonne, die das Leben hervorrufen, aber auch ertöten können.

Rassem-Emin hat daher ganz recht, wenn er die in Aegypten sich geltend machende politische Beeinflussung seitens Europas als den hauptsächlichsten Hemmschuh einer fortschrittlichen Volksentwicklung betrachtet; in zweiter Linie wendet er sich alsdann gegen die Entartung der reinen Lehre Mohammeds und gegen den barbarischen Aberglauben der Ultramontanen im Islam. Die Aegyptier müssen sich, wenn sie vorwärts kommen wollen, auf den reinen Islam stützen, und Rassem-Emin weist in seiner Schrift die Durchführbarkeit einer von solchem Gedanken geleiteten Staatsreform in überzeugender Weise nach.

Wie aber soll sich Aegypten der lähmenden Vormundschaft Europas entziehen, mit welchen Mitteln derselben wenigstens engere Grenzen stecken? Ueber diese Fragen giebt der ägyptische Rechtsgelehrte keine Auskunft, man begreift aber wohl den Grund seines Schweigens, denn jede weitere Ausführung des Themas könnte entweder seine amtliche Stellung untergraben oder einen Miß in den freundschaftlichen Beziehungen seines Privatlebens zur Folge haben. Wie viele Freunde aber hat nicht Aegypten? Da muß eine Wahl getroffen werden, und man kann sich der Zudringlichkeit der anderen am besten dadurch erwehren, daß man sich nur mit einem Freunde abgiebt. Der schließt alsdann die Thür und sagt: „Nicht zu sprechen!“ Wollen also die Aegyptier einen guten Rat annehmen (im ganzen Lande, glaube ich, zweifelt wohl nicht ein einziger an der wohlgemeinten Absicht des Schreibers), so wäre es der, zu England zu halten, als der einzigen Macht, die dem Lande Ruhe und eine gesicherte Entwicklung verbürgt. Auch scheint keine Aussicht vorhanden zu sein, daß unsere Generation je eine Machtverschiebung erlebte, die England zum Weichen veranlassen könnte, es sei denn, das Weltmeer trocknete aus und brächte seine gewaltigen Flotten auf den Grund. Allerdings könnte ja jede andere Macht, die dasselbe zu leisten im Stande wäre, England ersetzen, meinetwegen selbst Frankreich. Wäre Frankreich in Aegypten zur Zeit die herrschende Macht, ich würde nicht einen Augenblick Anstand nehmen, den Aegyptern denselben Rat zu geben, wie jetzt in Betreff Englands. Für die Aegyptier handelt es sich hier nur darum, den Teufel auszutreiben durch Beelzebub, den obersten der Teufel.

Es ist schwer zu begreifen, weshalb selbst mohammedanische Orientalen im Allgemeinen eher den Franzosen als Engländern den Vorzug geben. In Aegypten tritt dazu noch der Widerspruchsgeist und die Bündnisucht, die dem Unterliegenden zum Bedürfnis wird. Der Engländer mit dem gelassenen Wesen und der würdevollen Ruhe, die ihn für gewöhnlich auszeichnen, sollte dem Naturell des Orientalen eigentlich näher stehen, demselben sympathischer erscheinen als der Franzose, dessen Unruhe und leicht erregbares Temperament gerade diejenigen Eigenschaften in gesteigertem Grade zur Schau stellt, durch welche der Europäer sich den Eingeborenen oft so lächerlich macht. Aber die Thatsache der Bevorzugung des Französischen bleibt trotzdem bestehen. Bekanntlich giebt es im Völkerleben keinen größeren Irrweg als den, auf welchem die Politik bloß nach der Geschmacksrichtung jeweiliger Sympathien geregelt wird. Denn im Völkerleben müssen andere Grundsätze zur Geltung kommen als in demjenigen der einzelnen Menschen. Die letzteren mögen noch so liebwert und liebenswürdig erscheinen, als Nation werden sie zur Bestie. Das hat schon unser Kant mit deutlichen Worten ungefähr in der folgenden Weise zum Ausdruck gebracht: Wenn auch die dem Menschen angeborene Böseartigkeit unter dem Zwange der bürgerlichen Gesetze bei dem Einzelnen zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden kann, so tritt sie im gegenseitigen Verhalten der Völker zu einander doch ganz klar und unverkennbar zu Tage, und vereitelt so den Eindruck, als ob bloß Roheit oder mangelnde Kultur die Ursache ihres gesetzwidrigen Verhaltens sei. Die Aegypter mögen also gewarnt sein vor den Katzenpfötchen ihrer alten Freunde, ja, vor den Verlockungen aller Freunde überhaupt, denn sie sind es nur solange, wie sie als Einzelwesen in die Erscheinung treten.

Durch ihre Vorliebe für Frankreich aber beweisen die Aegypter eben nur die Unreife ihrer politischen Ideen. Nur Interessengemeinschaft verspricht ein gedeihliches Zusammengehen zweier Völker, und niemand wird in Abrede stellen wollen, daß Aegypten vermöge seiner Lage und seines Handels mit Bodenprodukten in ganz überwiegendem Grade auf England und auf das britische Weltreich angewiesen ist. Uebrigens haben die Franzosen in Aegypten auch weit mehr als die Engländer auf dem Kerbholz der gegen Europa gerichteten Vorwürfe.

Mit den Segnungen der modernen Kultur, die Aegypten allerdings zum großen Teil Frankreich verdankt, ist zugleich manches Schlimme ins Land hineingelangt, und immer waren es die Franzosen, die sich vor allen anderen Nationen mit ihren guten sowie mit den bösen Gaben dem Lande aufzudrängen wußten. Man kann ihnen als Nation deshalb keinen Vorwurf machen; denn da sie die zahlreichsten waren, die als Projektentmacher, Spekulant, Günstlinge und Abenteuerer aller Art dem Lande zur Last fielen, so mußten die Franzosen auch die meisten schlechten Charaktere aufzuweisen haben. Wie aber sollte man im mohammedanischen Orient es vergessen, daß Frankreich es war, das die sogenannten Kapitulationen zuwege gebracht hat, jene ver-

derblichen Privilegien mit der Exterritorialität der europäischen Ansiedler, mit den Uebergriffen der Konsulargerichtsbarkeit, mit den Zollbevorzugungen aller Art und mit so vielen anderen Uebeln im Gefolge, die heute von den Eingeborenen als ein unerträglicher Hemmschuh des Fortschritts empfunden werden und sicherlich an dem Tage weichen werden, wo England allein über Aegypten zu verfügen haben wird. Frankreich aber, bei seiner infolge des geringeren Verkehrs nur zu aufrichtigen Uninteressiertheit, möchte eine Neutralisierung Aegyptens in Vorschlag bringen, bei der ganz gewiß die alten Kapitulationen, dieser Erbfeind der ägyptischen Entwicklung, sorgfältig erhalten bleiben werden. Das vor kurzem auf Betrieb des Deputierten François Deloncle gegründete Comité de l'Egypte läßt darüber keinen Zweifel. Frankreich wacht mit Argusaugen über diese alten Vorrechte, und die Aegypter müßten blind sein, wenn sie das nicht einsehen. Auch betrachtet sich Frankreich als den Schirmherrn des katholischen Christentums im Orient, und nie würde unter seinem vorherrschenden Einflusse der Islam als Grundlage des neuzeitstrebenden Staatsgebildes zur Geltung kommen können; nicht allein wegen der als Ventil für den heimatischen Religionseifer dienenden Förderung des Katholizismus im Orient, die Frankreich als seine Mission betrachtet, nicht bloß wegen der überall aufblühenden großen Jesuitenschulen und sonstigen geistlichen Institutionen, sondern namentlich auch deswegen, weil die von Hause aus christlichen Orientalen, die Syrer an der Spitze, alsdann alle einflußreichen Aemter im Staate für sich in Anspruch nehmen würden. Das britische Weltreich aber ist an und für sich religionslos, wie es seiner Zeit das Römerreich gewesen ist, und so bietet England schon deshalb alle Gewähr einer freieren Entwicklung im Innern für diejenigen Staaten, die sich seinem Machtkreise angegliedert haben.

In Tunisien hat Frankreich viel für die Bedürfnisse der europäischen Kultur, aber nichts zur Hebung des Volksbewußtseins gethan; umgekehrt haben dagegen die Engländer in Aegypten allen Europäern vor den Kopf gestoßen und immer nur die Interessen der Eingeborenen vorangestellt.

Ich vermeide es, bei diesem Gegenstande länger zu verweilen, weil derselbe sehr ausführlichere Erörterungen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung Aegyptens sowie auf demjenigen der allgemeinen Politik nötig machen würde. In einer deutschen Zeitschrift wird man aber ohne Zweifel ein Wort über Deutschlands Stellungnahme zur ägyptischen Frage erwarten. Es war hier nicht der Platz oder die Gelegenheit, an welchem deutsche Interessen verteidigt werden sollten; was hier gesagt wurde, ist im alleinigen Interesse der Aegypter gesagt worden. Hoffentlich beteiligen wir uns nicht an Schritten, die zu der vorgeblichen Neutralisierung Aegyptens — zu vollziehen unter dem Segenspenden Frankreichs — in Wirklichkeit aber zur vollkommenen Entnationalisierung dieses Landes führen würden. Nein — dann wäre es besser, man liefere es jetzt schon allein den Franzosen aus. In der That haben bereits einige Blätter im Namen Deutschlands alles Ernstes einen dahinzielenden Vorschlag gemacht. Derselbe erscheint ungeheuerlich gegenüber der Frage, ob denn das Land am

Nil schon jetzt als ein herrenloses betrachtet werden dürfe. Den Engländern aber bleibt es überlassen, in Erwägung zu ziehen, ob ihnen in dieser Angelegenheit auch die Mitwirkung von Deutschland notwendig erscheint. Worin der Preis unseres Gewährenlassens bestehe, dürfte ihnen bekannt sein — es handelt sich um Sansibar und um die Unabhängigkeit unserer südafrikanischen Freunde.

Erscheint nun den Aegyptern selbst die Europafrage als das wichtigste in der Angelegenheit ihrer eigenen Kulturhemmung, so gilt wiederum bei uns als die oberste Frage auf diesem Gebiete die Religion des Islam und sein Verhalten zur Volksbildung. Der die Zukunft Aegyptens bezweifelnde Pessimismus gipfelt in der Vorstellung, daß der Islam von Hause aus kulturfeindlich sei. Diese Ansicht zu widerlegen hat Rassem-Emin sich ganz besonders angelegen sein lassen, und die dem Gegenstande gewidmeten Kapitel seines Buches sind wohl diejenigen, die durch die Originalität der Darlegungen sowie durch eine überraschende Auswahl von Koranzitaten am meisten die Leser dafür einnehmen werden.

Ich kenne kein Gebiet des zur allgemeinen Bildung gehörigen Wissens, auf welchem im zivilisierten Europa so viele Unkenntnis und so viel auf bornierter Voreingenommenheit beruhender Unverstand vorherrscht als in Bezug auf die Glaubenslehre und das Gesetz Mohammeds. Eine Generation hat da von der anderen alte Fabeln kritiklos übernommen, wie z. B. diejenige von der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek. Am deutlichsten aber giebt sich das Gesagte in dem Kapitel von der Frau kund, ein allerdings nach den Ueberlieferungen und Einrichtungen des Westens in seinem wahren Geiste nicht so leicht richtig aufzufassendes Gesetz, in welchem aber nichtsdestoweniger die großartige, von edelster Menschlichkeit getragene Weltanschauung des Religionsstifters zur Geltung kommt. Man muß eben dabei die alten Zustände Arabiens im Auge behalten und nicht vergessen, daß der leitende Gedanke des Islam vor allem auf die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen bedacht war, zu welcher die alte Institution der stammhaltenden Frau mit der Unfreiheit der fremdrasslichen Sklavinnen in einem schroffen Gegensatz stand. Rassem-Emin hat viel dazu beigetragen, den Geist der mohammedanischen Ehegesetzgebung klar zu legen und die hervorragenden Frauenrechte, die sie gewährt, zu betonen. Seine Ausführungen sind von durchaus überzeugenden Beispielen begleitet, über deren Auswahl selbstverständlich der Rechtsgelehrte leichter verfügt als sonst ein Kenner von zugleich abend- und morgenländischen Zuständen. Ein Hauptfehler der Beurteilung des Islam liegt bei uns gewöhnlich darin, daß man nicht Gleiches mit Gleichem vergleicht, sondern das ideale Christentum, wie es nur selten und an wenigen Orten zur vollen Geltung gelangte, dem entarteten Islam von heute gegenüberzustellen pflegt.

Vocaccio erzählt eine für seine Zeit sehr bezeichnende Anekdote von einem in Paris ansässigen Juden Namens Abraham, der mit dem festen Vorsatz nach Rom gelangte, sich daselbst ja nicht zum Christentum bekehren zu lassen. In

der That sah er dort den Papst und seine Kardinäle Dinge treiben, die nicht für die Religion, deren oberste Güter sie sein sollten, besonders einnehmen konnten. Er kehrte nach Paris zurück und erklärte seinen christlichen Freunden, denen er, weil sie davon seine Bekehrung erhofft, einen Besuch in der heiligen Stadt eigens hatte versprechen müssen: „Ja, ich war in Rom, und ich sah dort ebensoviel Teufel als oberste Diener euer Religion. Wenn ich aber dabei bedenke, daß die Kirche Christi trotz alledem immer mehr sich ausdehnt und an Macht und Ansehen gewinnt, da muß ich wohl gestehen, daß eine höhere Macht ihre Wege ebnet; und nun gerade werde ich erst recht ein Christ und lasse mich taufen.“

Auch der Islam gewinnt heute noch in zwei Weltteilen Scharen neuer Anhänger, und sein Ansehen ist noch lange nicht erschüttert. Er macht reizende Fortschritte im zentralen Sudan und namentlich auch im indischen Kaiserreiche. Liegt es da nicht auf der Hand, daß man auch am Islam in ähnlicher Weise das göttliche Recht argumentieren könnte, wie es Bocaccio mit dem Christentum gethan? Welches Bild würde wohl ein Mohammedaner vom Christentum gewinnen, wollte man ihm dasjenige aus der Zeit eines Alexander VI., eines Julius II. oder eines Leo X. vor die Augen führen? In ähnlicher Entartung befindet sich der Islam von heute, und man thut dem Propheten Unrecht, wollte man dem erleuchteten Geiste seiner Gesetzgebung die Verirrungen einer kläglichen Epigonenzeit zum Vorwurf machen, ihm, der zwar stets die Einheit Gottes betont, aber nie behauptet hat, daß er der einzige Prophet sei.

Ueber das Verhältnis des Islam zur Wissenschaft hat sich vor zwei Jahren kein geringerer als Renan in einem in der Sorbonne gehaltenen Vortrage vernehmen lassen. Der große Skeptiker hat aber bei dieser Gelegenheit die Religion Mohammeds und die Verdienste der Araber um Kunst und Wissenschaft einer sehr abfälligen Beurteilung unterzogen. Der Vortrag Renans erfuhr eine Entgegnung seitens des zu Paris im Exil lebenden Afghanenischehs Dschamal-ed-din, desselben, der als Lehrer an der el-Aschar-Moschee zu Kairo während der Arabi-Episode des Landes verwiesen worden war. Auf diese in französischer Uebersetzung im „Journal des débats“ abgedruckte Entgegnung erschien wiederum eine Antwort Renans, in der dieser sich vor dem aufgeklärten Mohammedaner zu rechtfertigen suchte. Alles, was in diesen drei Schriften gesagt worden ist, bleibt meines Erachtens weit zurück hinter den klaren Darlegungen Kassem-Emins. Dschamal-ed-din hatte von den Beschuldigungen, die Renan gegen die Araber und den Islam geschleudert, vor allem zweierlei zu widerlegen gesucht; erstlich die angebliche Feindschaft des Islam gegen die Wissenschaft und zweitens die Behauptung, daß erst durch persische oder überhaupt von arischen Völkern ausgehende Beeinflussung bei den Arabern die Liebe zu den Wissenschaften geweckt worden sei. Er versuchte nachzuweisen, daß es verfehlt sei, aus der Abstammung vieler der hervorragendsten arabischen Schriftsteller Schlüsse auf die geringere Befähigung der arabischen Rasse zu ziehen. Dschamal-ed-din führte diese Darlegung etwa in

dem Sinne aus, wie wenn unsereins den Nachweis dafür zu erbringen haben würde, daß Chamisso, obgleich in Frankreich und von französischen Eltern geboren, doch deutsch gedacht und deutsch geschrieben hat, weil er durch Schule, Sprache und Einbürgerung vollkommen zum deutschen Dichter geworden war. Dieses Beispiel nötigt uns gewissermaßen eine Parallele zwischen dem deutschen Volke von Preußen und den Arabern des frühen Mittelalters auf. Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man auch Preußens große Männer als Fremdländer hinstellen versucht, um dem Volke seinen Ruhm in der Geschichte streitig zu machen.

Wenn man den Koran aufschlägt, sagt Kassim-Emin, so findet man in dem ganzen Buche auch nicht eine einzige Stelle, die ein Verbot gegen die Bildung, ja auch nur über dieselbe sich im ungünstigen Sinne ausspricht. Leider sind, wie wir wissen, in der späteren Verfallzeit alle die auf die Wissenschaft im allgemeinen bezüglichen Stellen so gedeutet worden, als ob sie auf die Theologie allein anwendbar seien und das zur Bezeichnung der Wissenschaft gebrauchte Wort überhaupt nur als auf die Theologie beschränkt zu deuten sei. Dieser Mißbrauch soll sich erst im späteren Mittelalter eingebürgert haben. Von Koranversen, die in aller Form die Bildung den Gläubigen anempfehlen, werden folgende angegeben: Gott ehrt die Gelehrten. Gott weist seinen Geschöpfen denjenigen Rang an, der ihnen nach ihrem Glauben und ihrem Wissen gebührt. Von Aussprüchen des Propheten zu Gunsten der Wissenschaft hebt Kassim-Emin die nachfolgenden hervor: Die Wissenschaft ist das höchste Ziel des Moslem, er muß sie suchen selbst im Munde des Gottlosen. Zweierlei Leute sind herrlich in ihrer Art, der Reiche, der sein Vermögen verausgab, um gutes zu stiften, und der Gelehrte, der sein Leben einsetzt, um die Bildung zu verbreiten. Die Gelehrten sind die Nachfolger des Propheten. Suchet die Wissenschaft bis nach China. Die Tinte des Gelehrten ist ebensoviel wert als das Blut des Soldaten. Der Gelehrte hat siebenzimal mehr Verdienst als der Glaubensstarke. Ein Wort der Wissenschaft zu lernen gilt mehr als hundert Gebete.

Aegypten ist der erste mohammedanische Staat, in welchem der erwähnte Mißbrauch mit der beschränkten Bedeutung des Wortes »ilm«, Wissenschaft, nebst seinen abgeleiteten Formen offiziell abgeschafft worden ist. Alle Wissenschaften werden daselbst jetzt mit der ursprünglichen Bezeichnung aufgeführt, sehr zum Aerger der ultramontanen Ulema, die natürlich die betreffenden Stellen der heiligen Schriften allein auf sich und auf die Theologie bezogen wissen wollen. Aber auch die Volkssprache hat sich von dieser usurpierten Auffassung des Wortes »ilm« noch nicht frei machen können, und ich bin auf meinen Reisen wiederholt ausgelacht worden, so oft ich für meine Wissenschaft oder die Naturwissenschaften überhaupt jene Bezeichnung in Anspruch nehmen wollte. Aegypten ist aber allen Ländern des Islam vorausgeeilt in einem anderen Stücke, das für die fortschrittliche Entwicklung des Volkes von unberechenbarer Tragweite erscheint. Unter der Regierung des Khediv Mohammed Tewfik wurde eine Schule ins Leben gerufen, die mit der Bezeichnung »Dar-

el-elüm«, das Haus der Wissenschaften, zur Aufnahme von eingeborenen Theologen dient, welche in der el-Aschar-Moschee bereits ihre Ausbildung genossen und sich nun in den modernen Wissenschaften unterrichten lassen wollen. Den jungen Schechs ist hier auch Gelegenheit geboten, sich die Kenntnis europäischer Sprachen anzueignen, und einige derselben sind sogar später noch nach Europa gegangen, um daselbst die in Kairo begonnenen Studien zu vervollständigen. Ist diese Schule nicht ein lebendiger Protest gegen die Beschuldigung, daß der Islam jede ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften unmöglich mache? Es wäre nur zu wünschen, daß die gegenwärtige Regierung nach dieser Richtung hin noch mehr guten Willen zeigte und mit größerer Liberalität den jungen Schechs entgegenkäme, die sich um Aufnahme in den Dar-el-elüm bewerben.

Sichtlich der allgemeinen Volksbildung und Erziehung der unteren Klassen bleibt in Aegypten noch sehr viel zu thun übrig. Da liegt der Schwerpunkt der Frage, wie man am besten dem Volke dazu verhilft, eine Nation zu werden. In Aegypten ist bisher viel zu viel für höhere und mittlere Schulen und nicht genügend für die untersten Volksschulen gesorgt worden. In einem Lande, das ausschließlich Ackerbaustaat ist, also beschränkte Erwerbsquellen darbietet, kann das erwähnte Mißverhältnis schlimme Folgen haben. Unter solchen Verhältnissen entwickelt sich leicht ein litterarisches Proletariat und eine vermehrte Ausbeutung und Knechtung der untersten Volksklassen. Die Volksschulen müßten natürlich auf das geringste Maß nützlicher Kenntnisse beschränkt werden, damit unter anderem der Landmann auch in den Stand gesetzt werde, selbst die Schriftstücke zu prüfen, in denen er sich zu Leistungen irgend welcher Art verpflichtet. Was man bisher Volksschule und Volksunterricht nannte, beschränkte sich hier wie anderwärts in den Ländern des Islam auf das Auswendiggelernte von Koransprüchen und auf das Lesen des einmal Auswendiggelernten; denn es muß hier besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die alte Litteratursprache von der heutigen, sowohl dem geschriebenen Vulgärarabisch als auch von dem nur gesprochenen Volksdialekt derartig abweicht, daß die Worte und ihre Satzfügungen eigens erlernt werden müssen, ähnlich wie der Italiener oder Franzose das Latein zu erlernen hat.

Von Kennern der arabischen Sprache ist wiederholt auf die Bedeutung hingewiesen worden, welche eine Erhebung der nur gesprochenen ägyptischen Volksmundart zur Schriftsprache für die geistige Entwicklung des Landes haben würde. Eine solche Mündigkeitserklärung des ägyptischen Dialekts darf nächst dem Islam als die unerläßlichste Grundlage zur Heranziehung einer ägyptischen Nationalität betrachtet werden. Männer, wie Spitta und Vollers, die sich das Studium des ägyptischen Dialekts zur Aufgabe machten, haben in Uebereinstimmung mit den angesehensten Arabisten erklärt, daß diese Volksmundart zu allen denjenigen Leistungen befähigt sei, die unsere modernen Sprachen Europas seit einigen Jahrhunderten in der Litteratur und in den Wissenschaften vollziehen. Von den europäischen Völkern kann man geradezu

sagen, daß sie als Nationen erst bestehen, seitdem ihre eigenen Sprachen Schriftsprachen geworden sind. Solange man nur lateinisch schrieb, konnte weder das eigentliche Nationalbewußtsein geweckt, noch eine volkstümliche Litteratur, am wenigsten aber die allgemeine Volksbildung ins Leben gerufen werden. Die Beispiele aus der europäischen Geschichte, die dieses Verhältnis darthun, können den gebildeten Aegyptern nicht unbekannt geblieben sein. Wer unter ihnen sollte nicht von Dante, von Luther gehört haben und somit wissen, daß durch diese Männer zwei neue Sprachen ins Leben gerufen und damit zugleich eine neue Epoche nationaler Kulturgeschichte geschaffen wurde? Aber dessen ungeachtet haben alle Anregungen nach dieser Richtung hin bei den Aegyptern nicht den geringsten Anklang gefunden. Die Gebildeten sind zu sehr durchdrungen von dem Hochmut ihres Schriftgelehrtentums und halten jeden Versuch zur litterarischen Mündigkeitserklärung der Volkssprache für ein Attentat auf die alte ehrwürdige Kultursprache des Koran. Die heutige Bulgärsprache der Litteratur, der Zeitungen und des Briefstils weicht allerdings auch ihrerseits ganz bedeutend von der alten ab, sie ist, ähnlich dem Neugriechischen der Litteratur, gleichsam eine vox hybrida, der man durch willkürliche Einkörperung von alten Worten und Wendungen zwar ein ähnliches Gewand, aber nichts von dem Geiste der alten Sprache zuzuerteilen vermochte, weil dieser Geist eben ausgestorben ist. Auch die Griechen würden in der allgemeinen Kulturentwicklung rascher vorwärts kommen, wenn sie sich Mühe gegeben hätten, so zu schreiben, wie sie sprechen. Was ist die Sprache, wenn ihr der Genius fehlt?

Die Art und Weise, wie die Wissenschaften in dem arabischen Kaukasus der gegenwärtigen Schriftsprache gelehrt werden, ist ein kümmerlicher Notbehelf. Von einer Popularisierung der Wissenschaften kann auf diesem Wege keine Rede sein. Was geht allein an Jugendkraft und Intelligenz verloren durch die Erlernung dieser unbeholfenen Schrift und dieser Sprache? Der Schüler in Aegypten braucht, um sich beides anzueignen, so viel Jahre als der unserige kaum Monate, bei dem letzteren fällt außerdem die Erlernung der Sprache fort, wenigstens in denjenigen Ländern und Provinzen, wo man wirklich so spricht, wie man schreibt. Wie kann unter solchen Bedingungen die ägyptische Volksbildung gedeihen?

Auch die arabische Schrift ist ein großes Hindernis, und sie sollte durch ein phonetisches Alphabet ersetzt werden. Man kann fremde Namen und Kunstausdrücke in dieser Schrift nicht genau wiedergeben, ja eigentlich auch solche Namen nur richtig lesen, die man bereits kennt. Die Gesamtwelt des Orients ist nämlich dadurch von der abendländischen Kultur verschieden, daß in ihr die Schrift nicht wie bei den Griechen und anderen Völkern des Westens dazu dient, Kenntnisse zu verbreiten oder jedermann leicht zugänglich zu machen, sondern im Gegenteil durch eine kompliziertere Spitzfindigkeit dieselbe eher zum alleinigen Vorrecht einer ihr Wissen eifersüchtig hütenden Kaste von Priestern und Schriftgelehrten zu gestalten. Die Japaner haben durch den Besitz einer praktischen

Kurrentschrift ganz entschieden den großen Vorteil einer leichteren Einbürgerung der europäischen Wissenschaften genossen und infolgedessen in so kurzer Zeit die höchste Staffel der Zivilisation erstiegen. An ihnen sollten die Aegypter, wenn sie vorwärts kommen wollen, sich ein Beispiel nehmen.

Renan behauptet, daß Wissenschaft und Offenbarung sich stets und in jedem Lande feindlich gegenüberstehen werden, und daß es sich für die Aufgeklärten aller Religionen nur darum handeln könne, zu jenem Standpunkt wohlwollender Indifferenz zu gelangen, auf welchem der religiöse Glaube harmlos wird. Auf diese Art werde nach seiner Ansicht eine gewaltsame Zerstörung des Bestehenden und ein allzuschroffer Bruch der beiden Richtungen im Staatsleben hingehalten. Wie will man aber, frage ich, vom Standpunkte einer wohlwollenden Indifferenz aus etwas neues ins Leben rufen, wie mit solchen Grundsätzen die Bildung eines Gemeinwesens fördern, dessen nationale Grundlage die alte, wenn auch in ihrer ursprünglichen Reinheit erst wieder herzustellen Religion bleiben muß? Offenbar hat Renan die einfache und klare, allem Wunderglauben abholde Religion Mohammeds in ihrer Reinheit nicht zu würdigen verstanden, vielleicht unter dem Einfluß des vorhin erwähnten Irrtums, den Islam zu betrachten wie er heut ist, nicht, wie er sein sollte und wie er auch ursprünglich war. Renans vorhin erwähnte Sentenz ließe sich auch mit dem Ausspruch umschreiben, den J. J. Rousseau seiner Julie (Nouvelle Héloïse) in die Feder diktiert: „Ich unterschreibe von der Religion alles dasjenige, was ich davon begreife, und ich streite nicht wegen des übrigen.“ Begreifen läßt sich aber der Islam leichter als jede andere Religion, und daher ist er für jene sonnenvollen Gebiete, in denen die Menschen so realistisch empfinden und in ihrer Gedankenwelt jeder nebelhaft = verschwommenen Unbestimmtheit fremd sind, die geeignetste Religion.

Rassem-Emin hebt in seiner Schrift hervor, ein jeder, der den Koran gelesen, hat davon überrascht sein müssen, daß er sich stets an die Vernunft des Menschen wendet. Unter den nicht als wirkliche Glaubenssätze Geltung habenden Aussprüchen des Propheten geschieht der Antwort Erwähnung, die derselbe einst einem Araber auf die Frage, was Religion sei, gegeben haben soll. Die Religion, sagte Mohammed, das ist die Vernunft. Die Einheit Gottes ist bekanntlich der oberste Lehrsatz des Islam. Ein jeder, der an diese Einheit glaubt und zugleich an die göttliche Sendung Mohammeds, ist Moslem und gilt als solcher. Dazu kommen die religiösen Uebungen und Pflichten: fünfmaliges Gebet am Tage, Fasten während der Tageszeit im Monat Rhamadan, die Steuer von einem Vierzigstel vom Vermögen zum Besten der Armen und die Wallfahrt nach Mekka für diejenigen, die dazu im stande sind. Darin besteht die ganze Religion des Islam. Sie ist so einfach, daß auch der Einfältigste keines geistlichen Beirats bedarf, um sie zu verstehen. Daher bedurfte der Islam zu seiner Ausbreitung überhaupt keiner Religionschulen.

Einen anderen großen Wurf glaubte Renan mit dem von ihm oft wiederholten Ausspruch gethan zu haben: Die Religionen sind das wert, was die

Rassen wert sind, die sich zu denselben bekennen. Bei den Völkern des Protestantismus mag das Gesagte zutreffen, in vielen anderen Fällen, z. B. bei den Griechen und Juden läßt uns aber die Sentenz im Stich. Man sieht aber an diesem Beispiel, wohin das allzu voreilige Generalisiren führt, das Rassen-Emin als eine besondere Schwäche fast aller Schriftsteller der abendländischen Schule hervorhebt. Wenn Renan gesagt hätte, die Religionen sind in jedem Lande zu dem geworden, was die verschiedenen Völker aus ihnen gemacht haben, so würde er damit einen wenig glänzenden Gedanken ausgesprochen haben, dafür aber der Wahrheit näher gekommen sein. Die Religionen sind gar nicht national, ebensowenig wie die Wissenschaften — sie sind weltbürgerlich. Renan hätte ebensogut sagen können: die Wissenschaften sind das wert, was die Gelehrten wert sind, die sich mit ihnen befassen. Vom Standpunkte seiner wohlwollenden Indifferenz hat er ja auch uns Deutsche schlecht zu machen versucht und unsere heutige Kultur als die eines unaufhaltbaren Niedergangs gekennzeichnet, immer reich an Ideen, Phrasen und Sentenzen, die viel zu geistreich waren, um wahr sein zu können. Araber und Mohammedaner mögen sich also trösten. Renan gehört zu denjenigen Schriftstellern, die unseren Geist durch die Schlagfertigkeit ihrer Axiome gefangen nehmen, um ihn im Glanze einer lichtvollen Wahrscheinlichkeit mit gewinnender Ueberredungskunst zu bestriicken. Geht man aber daran, seine Ausführungen zu zergliedern, so schwinden die begründenden Thatsachen wie Seifenschaum, und man behält nichts übrig als das Arom.

In weit höherem Grade noch als der Kunst fällt der Religion die Aufgabe zu, den Menschen zu erheben und zu beglücken. Schlecht sind die Künste und schlecht die Religionen, die dazu beitragen, sein Dasein zu verfinstern und seinem Geiste Ingrimm und Verbissenheit einzuprägen. Der Islam bietet alle Gewähr dafür, daß dem nicht so sei, und daher ist er wohl im stande, eine gute Grundlage für die Entwicklung der Völker abzugeben. „Durchstreifet die Welt und erfreuet euch der herrlichen Dinge, die ich erschaffen,“ heißt es im Koran. In einer früheren Nummer der „Berliner Rundschau“ las ich von der Unzufriedenheit (mangelnde Lebensfreude), die als ein Hauptmerkmal unseres übersättigten Zeitalters hingestellt und als die Folge des vermehrten Genusses bezeichnet wurde. Wo ein täglicher Kampf aller besteht um diesen Genuß, da fehlt es auch dem Menschen an innerem Frieden, den keine Gesetzgebung zu gewähren vermag. Aber der Islam gewährt ihn, denn in seinem Bereich ist dieser Kampf der Genußsucht noch unbekannt, er würde auch der Grundrichtung des Islam zuwider sein und unverträglich mit der anspruchlosen Daseinsfreude, welche der alte fromme Gottesglaube gewährt. Der künstlichen Nivellierungsucht bei uns steht dort die faktische Gleichheit aller gegenüber, und wehe demjenigen, der sich zu der schändlichen Farbe des Neides bekennt; denn Gott ist es, der die Gaben verteilt.

Es ist auch behauptet worden, daß der Islam durch das allzu stark betonte Gottvertrauen zum Fatalismus führe, der lähmend auf die Thatkraft der

Völker einwirken muß. Viele Koransprüche lassen sich indes anführen, die geradezu das Gegenteil beweisen, so namentlich derjenige Vers, den die Aegypter in erster Linie zu beherzigen haben: Gott wird die Lage eines Volkes in nichts ändern, wenn es sich nicht selbst umgestaltet. Worte, die jedem Muselmanne geläufig sind und die Ali, dem vierten Khalifen, zugeschrieben werden, sind als weitere Ausführung des über den Gegenstand an verschiedenen Stellen des Koran Gesagten noch bezeichnender. Dieselben lauten: Ihr seht, daß die Erde kein Gold wachsen und der Himmel nicht Silber regnen läßt; arbeitet daher in dieser Welt, als ob ihr in derselben für ewig zu leben hättet, aber schafft zugleich für die andere Welt, als ob ihr morgen schon sterben müßtet.

Ein Araber betrat, nachdem er sein Kamel, ohne es anzubinden, draußen gelassen hatte, die Moschee und sagte zum Propheten: „Ich habe mein Kamel unter die Obhut der Vorsehung gestellt.“ Darauf erhielt er zur Antwort: „Gehe zuerst hin und binde es an, alsdann magst du es der Vorsehung anheimstellen.“

Kassem-Emin hat wohl nicht so ganz unrecht, wenn er der Ansicht zuneigt, daß etwas Fatalismus überall in der Welt verbreitet sei, und daß derselbe unter Umständen eher dazu angethan sei, die Thatkraft der Menschen zu erhöhen als dieselbe herabzustimmen. Er beruft sich dabei auf den bekannten Fatalismus der thatkräftigsten Männer der Geschichte, namentlich auf Napoleon. Mit diesem Dogma zur Verunglimpfung des Islam wird man also wohl bald abgewirksam haben.

Der Gleichklang des Wortes führt uns nun zu einem anderen Dogma des Vorurteils, das in europäischen Ländern leider noch ungezählte Scharen von Anhängern zu haben scheint, zu dem vom mohammedanischen Fanatismus. Eine richtige Definition dieses Begriffes würde meines Erachtens den Satz in sich zu schließen haben: Fanatismus heißt diejenige Aeußerung menschlicher Leidenschaft, die den Meid, den Rassenhaß und ähnliche niedere Triebe des Menschen mit dem Deckmantel religiöser Weihe zu umgeben bemüht ist. Frömmigkeit und Fanatismus schließen sich gegenseitig aus, ja, wahre Frömmigkeit muß mit unbeschränkter Duldsamkeit für gleichbedeutend gelten. Ein erhebendes Beispiel dieser wahren Frömmigkeit bietet uns Herodot an allen den Stellen, wo er Betrachtungen über den unerforschlichen Ratschluß der Götter anstellt. Das schönste hat er aber über die Duldung aller fremden Vorstellungen und Gebräuche in jenem Kapitel gesagt, wo er die Raserei des Kambyzes und sein Büten gegen den Kult der Aegypter verdammt. Da nun die Mohammedaner im allgemeinen frömmere Menschen sind als Europäer, so werden sie für gewöhnlich auch als minder dem Fanatismus zugethan zu gelten haben als diese. Es steht im Koran geschrieben mit goldenen Lettern und ist keiner anderen Deutung fähig: „Ein jeder Moslem, Jude, Christ oder Heide, der an Gott glaubt und an das jenseitige Leben, wird belohnt werden, und er soll nichts zu fürchten haben.“ Welche Kirche der Christenheit würde diesen Satz, der die weitherzigste Duldung der Andersgläubigen gestattet, in dieser Fassung gutheißen?

Ein Volk, bei dem religiöser Fanatismus den internationalen Verkehr erschwert, kann nie zu gedeihlicher Entwicklung gelangen. Es erschien daher notwendig, an dieser Stelle mit allem Nachdruck gegen die in Europa Geltung habenden Vorurteile aufzutreten und auch zugleich die Aegypter in Schutz zu nehmen. Wenn man in Europa gelegentlich von einem Gemetzel erfährt, das im Orient irgendwo stattgefunden hat, und bei dem Christen ums Leben kamen, so spricht man davon ohne weiteres wie von einem neuen Beispiele des religiösen Fanatismus. Gemetzel hat es in jenen Ländern zu allen Zeiten gegeben. Das Blutbad, das Caracalla im Jahre 215 den Alexandrinern bereitete, war ebenso wenig vom Fanatismus diktiert, wie dasjenige vom 11. Juni und vom 11. bis 13. Juli 1883. Obgleich damals selbst mitten in diesem Drama befindlich, ist mir kein Beispiel erinnerlich geblieben, das als Aeußerung eines wirklichen Religionshasses zu deuten gewesen wäre. Man schlug eben Europäer tot, weil man es durfte, um zu rauben und aus Haß der Rasse, oft wohl auch aus Neid und aus Rachsucht. Dabei waren tagelang sämtliche Kirchen, Synagogen und Krankenhäuser von wehrlosen Flüchtlingen erfüllt, und es geschah ihnen nicht das geringste. Christliche Mönche, die in den Straßen obdachlos umherirrten, blieben gleichfalls unbehelligt, kurz, der Fanatismus konnte in diesem Falle gewiß nicht als oberste Triebfeder der blutigen Ausschreitungen betrachtet werden.

Auf allen meinen Reisen in Aegypten, Syrien, Arabien, Nubien und im ägyptischen Sudan bin ich als Christ fast niemals insultiert worden. Ich habe in dreißig Jahren nur zwei Fälle dieser Art erlebt. Einmal zerbrach an der süd-arabischen Küste jemand den Holzbecher, aus dem ich soeben getrunken, und den mir kurz zuvor bei seiner Abwesenheit die Frau auf mein Verlangen mit Trinkwasser dargereicht hatte. Das zweite Beispiel bot eine nächtliche Lagerzene am Gebel Elba der Nubischen Küste. Es kam da ein Bischari und behelligte den Scheich des Stammes der Ahmed-Ghorab, der mir das Geleit gab und in meiner Nähe unter freiem Himmel schlief, mit Vorwürfen, daß er einem Ungläubigen den Zugang zu dem Lande gestatte. Mir selbst geschah weiter nichts, als daß ich infolge des vielen Geredes im Schlafe gestört wurde.

Demselben Manne, der dem Islam so manches böse nachgesagt hat, ist übrigens bei dem wiederholt erwähnten Vortrage in der Sarbonne dort ein Satz der Bewunderung entschlüpft, der zugleich das höchste Lob dieser Religion in sich schließt. Renan sagte: Jedesmal, so oft ich eine Moschee betrat, hat mich ein Gefühl des Bedauerns beschlichen darüber, daß ich kein Moslem sei. Das große Geheimnis dieser ethischen Anziehungskraft, die selbst auf das Gemüt eines in der Negation verharrenden Skeptikers sich so lebhaft äußerte, beruht auf der großartigen Würde und Einfachheit des mohammedanischen Gottesdienstes. Unter allen Eindrücken, die der Nordländer bei seinem ersten Besuche in einem Lande des Islam erhält, ist keiner bleibender als derjenige, den das äußere Verhalten der Menschen im öffentlichen Leben und untereinander gewährt. Als Herzog Ernst von Coburg-Gotha im Jahre 1862 Cairo besuchte, konnte er mit

Bezug auf die Menschenmenge in den Straßen, wie unter dem Eindruck des Staunens in sein Tagebuch schreiben: „überall begegnete ich edlem Anstand und würdevollem Benehmen.“ Die hohe Schule dieser in allen Ständen gleichmäßig zum Ausdruck gelangenden Würde in Haltung und Gebärden ist die Moschee mit ihren von Kindheit auf mit größter Sorgfalt der Formvollendung vollzogenen Bewegungen beim Gebet. Was bei uns alles Exerzieren und Abrichten der Rekruten nicht vermag, das hat der Islam durch die einfachen Bewegungen, die er für das Gebet vorschreibt, in großartiger Weise zuwege gebracht. Diese Bewegungen sind den Völkern des Islam ins Blut übergegangen, und jedermann kommt dort mit ihnen gleichsam zur Welt. In diesem rituellen Drill der Massen muß man jedenfalls einen ganz hervorragenden Kulturhebel erblicken, und man kann auch bei dieser anscheinend geringfügigen Veranlassung den weitausblickenden Geist des Religionsführers bewundern. Den christlichen Völkern des Orients geht dieser gymnastische Vorzug der Religion ab, man kann sich davon am deutlichsten in Aegypten überzeugen, wo Kopten und Mohammedaner unter denselben äußeren Bedingungen leben, und wo sich erstere in Hinsicht auf edle Haltung und Bewegung des Körpers sehr unvoretheilhaft von den Mohammedanern unterscheiden. Es erscheint mir räthselhaft, daß bisher kein Schriftsteller bei dem Kapitel der orientalischen Würde auf den rituellen Drill aufmerksam geworden ist, den der Islam unter die Massen bringt. — Die römisch-katholische Kirche hat seit Jahrhunderten ihr Augenmerk auf eine Veredelung des rituellen Schicks gerichtet. Aber nur der Klerus ist in der Lage, sich denselben anzueignen, das Volk geht vollkommen leer dabei aus. Im Kulte des Islam fehlen alle Hilfsmittel äußerlicher Art. Die Priester tragen keine andere Kleidung als die übrigen Sterblichen, Musik ist unbekannt, und weder Fuß noch Zierat schmücken die Moscheen und Betplätze, aber es herrscht in ihnen dafür stets eine Weihe, eine feierliche Ruhe, die ganz unbeschreiblich wirkt und den Eintretenden geradezu bezaubert.

Wem es vergönnt gewesen ist, im Rhamadan die Aagia Sofia in Konstantinopel zu besuchen und von den Galerien hinunterblicken zu dürfen auf die ungeheuere im Lichtglanz der Kerzen erstrahlende Halle mit den in Reihe und Glied aufgestellten Tausenden, die sich unter nur leisen Gebeten bald verneigen, bald wieder aufrichten, der vergißt nie den Eindruck, und er muß zugeben, daß in der Vollkommenheit der äußeren Gottesverehrung die Mohammedaner allen übrigen weit überlegen sind. Einfach und edel, wie in ihrer Veranlagung die Glaubenslehre, ist auch der Gottesdienst, den der Islam vorschreibt, und niemand kann in Abrede stellen, daß er alle Elemente enthält, die zu einer gedeihlichen Entwicklung der orientalischen Völker nötig sind. Den Aegyptern aber seien die Worte anempfohlen, die Lamartine dem sterbenden Sokrates in den Mund legt:

„Gen Osten, Ihr Freunde, lehrt das Gesicht,  
Die Wahrheit wird kommen, von wo das Licht.“









D HLB 990.

ULB Halle  
001 172 069

3/1



